



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2016

**Besprechung von: Balázs J. Nemes: Das lyrische Œuvre von Heinrich
Laufenberg in der Überlieferung des 15. Jahrhunderts. Untersuchungen und
Editionen (ZfdA, Beiheft 22), Stuttgart: Hirzel 2015**

Schiendorfer, Max

DOI: <https://doi.org/10.1515/bgsl-2016-0037>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-129460>

Journal Article

Originally published at:

Schiendorfer, Max (2016). Besprechung von: Balázs J. Nemes: Das lyrische Œuvre von Heinrich Laufenberg in der Überlieferung des 15. Jahrhunderts. Untersuchungen und Editionen (ZfdA, Beiheft 22), Stuttgart: Hirzel 2015. Beiträge zur Geschichte der Deutschen Sprache und Literatur, 138(3):475-485.
DOI: <https://doi.org/10.1515/bgsl-2016-0037>

usw., und bereitet damit künftigen Forschungsarbeiten den Boden. Dazu gehört vor allem die ausführliche Einleitung, die nicht einfach nur die Forschungslage aufarbeitet, sondern aktualisiert, diskutiert und neu bewertet mit mannigfachen Denkanstößen für eine weitere Beschäftigung mit dem Legendar. Diese ist, auch das zeigt die Ausgabe, ebenso notwendig wie gewinnbringend.

Balázs J. Nemes: *Das lyrische Œuvre von Heinrich Laufenberg in der Überlieferung des 15. Jahrhunderts.* Untersuchungen und Editionen, Stuttgart: Hirzel 2015, 151 S. (ZfdA. Beihefte 22)

Besprochen von **Prof. Dr. Max Schiendorfer:** Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich, E-Mail: schiendorfer@datazug.ch

DOI 10.1515/bgsl-2016-0037

Der von Balázs J. Nemes vorgelegte Band präsentiert sich zwar äußerlich mit recht bescheidenem Umfang, stellt aber unstrittig einen beachtenswerten Beitrag zur Erforschung eines der bedeutendsten Dichter des deutschen Spätmittelalters dar. Wie der Untertitel signalisiert, gliedert sich die Studie in einen Untersuchungs- und einen solide gestalteten Editionsteil, der all jene geistlichen Lyrica Laufenberg vereint, die außer in der 1870 verbrannten – sicherlich aus seinem persönlichen Nachlass stammenden – ehemaligen Straßburger Sammelhandschrift B 121 noch in weiteren Quellen überliefert sind bzw. waren. Zwar hat die Forschung wiederholt auf die auffällige »Spärlichkeit« (S. 22) dieser Laufenberg-Streuüberlieferung verwiesen. Nemes zeigt nun aber, dass sich ihr bei angemessenen minutiöser Analyse gleichwohl manche aufschlussreichen Einsichten abgewinnen lassen, die unser Bild vom Dichter, seinem Werk und dessen Wirkung weiter abzurunden helfen. Dabei richtet Nemes das Augenmerk schwerpunktmäßig auf die letzte Lebensperiode Laufenbergs, die dieser von 1445 bis zu seinem Tod 1460 in der Straßburger Johanniterkommende »Zum grünen Wörth« verbrachte, und er kann zu diesem biographischen Abschnitt denn auch mehrere der Forschung bislang unbekannte instruktive Archivalien präsentieren. So enthält ein »Verzeichnis der Schenkungen« (S. 11) des »Grünen Wörth«, das gerade ein Jahr nach Laufenberg's Eintritt in den Konvent neu angelegt wurde, eine Notiz, wonach *heinrich von löffenberg* bei jenem Anlass den Johannitern den Gegenwert von 200 Gulden in Bargeld und Silbergeschirr übertragen hat. Und zu dieser durchaus ansehnlichen »Mitgift« kam in der Folge auch noch eine ihm von der Stadt Freiburg/Breisgau, seiner hauptsächlichen früheren Wirkungsstätte, auf Lebenszeit ausgerichtete Leibrente über jährliche 10 Pfund hinzu. Dass er sich mit diesem gravierenden Schritt nun aber gänzlich einer selbstgenügsamen *vita*

contemplativa verschrieben hätte, lässt sich anhand weiterer – von Stephen Mossman entdeckter – Quellen stichfest widerlegen: »Es handelt sich um einen Brief des Straßburger Bischofs Ruprecht von Pfalz-Simmern aus dem Jahre 1456, in den ein früherer Brief von ihm inseriert wurde« (S. 82; abgedruckt im Anhang, S. 129–131). Wie aus diesem früheren Brief hervorgeht, hatte *Heinricus Lauffemburg* den Bischof zu nicht genau bestimmbarem Zeitpunkt um Sukkurs ersucht, weil der Propst des »Grünen Wörth« ihm das Predigen außerhalb des Konvents verbieten wollte. Tatsächlich stellte sich der Bischof hierauf voll und ganz hinter das Anliegen Laufenbergs. Die genaueren Details der Affäre sind zwar unbekannt, doch ist damit prinzipiell erwiesen, dass Laufenberg auch in seiner Straßburger Zeit weiterhin seelsorgerisch aktiv blieb und dabei vermutlich u. a. in Kontakt zu den Dominikanerinnen des Klosters »St. Nikolaus in undis« trat. Meine frühere Formulierung, mit dem Eintritt in den Johanniterorden seien Laufenberg »Zielpublikum und Motivation seines literarischen Schaffens abhanden gekommen«¹, ist in dieser Absolutheit also nicht weiter aufrecht zu halten.

Von der mit B 121 parallelen Streuüberlieferung hat Nemes die sicher »unechten« Stücke nicht weiter verfolgt, so z. B. Lied G10 des Mönchs von Salzburg (WKL 554 Anm.) aus dem ebenfalls verbrannten Straßburger Codex C 82. Hierher gehört des Weiteren WKL 443, *Gerüsset sistu ane we*; wurde dieses Lied schon bisher Laufenberg meist abgesprochen (vgl. ²VL 2, Sp. 1136 f.), so schließt eine in Pannonhalma neu aufgefundene Quelle des ausgehenden 14. Jahrhunderts seine Verfasserschaft nun definitiv aus (vgl. S. 19).

Überzeugend ist die von Nemes im Folgenden vorgenommene Einteilung der Quellen in zwei Hauptgruppen, die eine oberrheinische (mit Schwerpunkt Straßburg) und eine (ost-)alemannisch-schwäbische Traditionslinie repräsentieren. Diese Zuweisungen ergaben sich aus der eingehenden Analyse der Textbestände jeder Handschrift, der kodikologischen Befunde inklusive der Wasserzeichen und Bucheinbände sowie der sprachgeographischen Merkmale.

Kapitel 2 (S. 25–39) stellt nacheinander die an der »Überlieferung am Oberrhein« beteiligten Textzeugen vor, die im Anhang (S. 89–93, S. 107–118) ediert sind. Der Stuttgarter Cod. theol. et phil. 4^o 190 mit dem bekannten »Pfullinger Liederanhang« (inklusive WKL 706: *In einem krippfly lag ein kind*) enthält u. a. Traktate des Straßburger Münsterpfarrers Johannes Kreutzer, während eine andere Quelle (Mgq 158) von dessen Werken eindeutig auf die Straßburger Dominikanerinnen von »St. Nikolaus in undis« verweist. Weitere verbindende Elemente

¹ Max Schiendorfer: Ein *vündelîn* zu Heinrich Laufenbergs Liedercodex (olim: Straßburg B 121) und zu seinem Wecklied *Stand vf vnd sih ihesum vil rein*, in: ZfdPh 119 (2000), S. 421–426, hier S. 426.

wie die Wasserzeichen und die Verarbeitung durch die gleiche Buchbinderwerkstatt lassen Straßburger Herkunft auch des ›Pfullinger Liederanhangs‹ vermuten, und die in den Liedtexten mehrfach begegnenden Adressen an eine weibliche Rezipientenschaft machen die Situierung in einem Frauenkonvent wahrscheinlich. Als Entstehungszeit sind am ehesten die 1470er Jahre anzunehmen. Dagegen dürfte der 1870 verbrannte Straßburger Cod. B 146 mit WKL 736, *Adeler schön, maria aue*, noch in Laufenbergs Lebenszeit zurückverweisen, wie Nemes vor allem aus der Übernahme einer in B 121 *in margine* nachgetragenen Textvariante ableitet. Auch hier deutet der Kontext – Predigten der Dominikaner Peter von Gengenbach und Meister Ingold – eindeutig nach Straßburg und dort wieder im speziellen nach ›St. Nikolaus in undis‹ (vgl. S. 31). Nochmals anders liegt der Fall beim ehemaligen Straßburger Cod. C 22, dessen Bezug zu Straßburg sich erst nach jahrzehntelanger Vorgeschichte ergab. Der zu Beginn des Jahrhunderts wohl in Zofingen initiierte Sammelcodex gelangte – ohne Laufenbergs Zutun! – über eine längere Zwischenphase in Basel wohl gegen die Jahrhundertmitte dorthin. Allerdings scheint die darin vertretene Sequenz WKL 763, *Bjs grüst, maria, schöner merstern*, auf einem ursprünglich selbstständigen Quaternio gestanden zu haben, der vermutlich zwar erst in Straßburg in die Handschrift aufgenommen wurde, in Anbetracht der inzwischen veralteten musikalischen Notationstechnik aber vielleicht noch aus der Zeit vor Laufenbergs Zofinger Periode, also vor 1430/33, herrühren könnte (vgl. S. 33 f.). Zu guter Letzt weist Nemes der oberrheinischen Gruppe aufgrund sprachlicher Indizien noch eine ebenfalls verlorene Quelle zu, aus welcher Wilhelm Crecelius 1875 eine Parallelfassung zu WKL 772, *Bjs grüst, du himelfarwer schin*, ediert hatte. Die Herkunft der zahlreichen mariologischen Präfigurationen in diesem Liedtext lassen auch hier an monastische Provenienz denken, wobei Nemes eine oberrheinische Kartause in Erwägung zieht (vgl. S. 39). Angesichts der andernorts gemachten Beobachtung, dass eine Sammelhandschrift mit »typische[r] Klosterliteratur« (S. 55) dennoch für städtische Patrizierkreise angelegt wurde, ist allerdings auch hier durchaus Vorsicht angebracht.

Etwas breiteren Raum beansprucht Kapitel 3 (S. 40–71) mit der Behandlung der ›Überlieferung im alemannisch-schwäbischen Raum‹ (vgl. die entsprechenden Editionen S. 93–129). Vorab zu nennen ist hier der Karlsruher Cod. St. Georgen 74 mit Laufenbergs Lied WKL 704, *Jch weiß ein stolze maget vin*, den Nemes nach eingehender Analyse dem Ulmer Dominikanerkonvent und dem zeitlichen Rahmen der 1470er/80er Jahre zuweisen kann. Als Vorbesitzer lässt sich der Ulmer Bürger Heinrich Imhoff namhaft machen, aus dessen Nachlass der Sammelband in das Kloster gelangte. Bei Laufenbergs Kontrafakt auf das frivole Volkslied *Ich weiß ein stolze müllerin* macht Nemes »einige Lesarten deutlich sekundären Charakters« (S. 45 f.) aus. Hinter diesen möchte er »eine konsequente inhaltliche Bearbeitung des Laufenberg-Liedes« (S. 46) erblicken, deren genauere Untersuchung er indes

einer künftigen Spezialstudie vorbehält. Laufenbergs Lied WKL 792, *Ellend der zit, vntrūw der welt*, ist in den beiden Codices Schaffhausen Gen. 20 und Stuttgart Theol. et phil. 8° 19 vertreten, und zwar in der ersten, gegen 1450 anzusetzenden Quelle als ein dem Haupttext (Marquards von Lindau Eucharistietraktat) vorausgehendes Bogenfüßsel, in der zweiten hingegen als Bestandteil eines umfangreicheren Liederanhangs mit Kontrafakten und Übersetzungen lateinischer Hymnen und Antiphonen. Die Spur des Stuttgarter Codexes führt vermutlich nach Nürnberg, wo er ebenfalls erst sekundär aus bürgerlichem Besitz in das dortige Dominikanerinnenkloster St. Katharina gelangt war.² Für Laufenbergs Lied WKL 792 hat Nemes einige den beiden Quellen gemeinsame Sonderlesarten gegenüber B 121 eruiert, die m. E. aber durchwegs von inferiorer Qualität sind, so dass der anzunehmende Archetyp eher nicht ins nähere Umfeld des Autors führen dürfte. Der nächste Zeuge, der Berliner Sammelkodex Mgo 224, lässt sich trotz seines »typisch monastischen« Textprogramms der Augsburger Patrizierfamilie Vögelin zuweisen, aus deren Besitz er um 1470/80 in das Augustinerinnenstift Inzikhofen gelangte (vgl. S. 54). Die darin enthaltene Bearbeitung von WKL 715, bei Wackernagel unter WKL 716, *Got wölt, dz ich da haimat wår*, wiedergegeben, enthält Textzusätze, die offensichtlich in verstärkter Anlehnung an die zugrundeliegende Ballade »Peter Unverdorben« erfolgten. Überdies erscheint hier das Lied einer neuen und vom ursprünglichen Modell gänzlich unabhängigen Melodievorlage zugewiesen (Incipit: *Welher man in sor[g]en lit*), wofür m. E. schwerlich Laufenberg selber verantwortlich gewesen sein dürfte (vgl. S. 59, Anm. 98). Schließlich verbleibt als ebenfalls noch hierher zu rechnende Quelle Ms. 10 der Ratsschulbibliothek Zwickau, welcher Codex anhand der Wasserzeichen in die 1430er Jahre gesetzt und zudem offenbar einer in Ulm tätigen Buchbinderei zugeordnet werden kann. Die inhaltliche Zusammensetzung – u. a. eine lateinische Alexandervita und eine Geschichte *de antiquis philosophis* – lässt Nemes die Ulmer Lateinschule als Entstehungsmilieu vermuten (vgl. S. 62–67).

Der Liederteil präsentiert sich thematisch und formentypologisch auffallend homogen und enthält die folgenden Bearbeitungen liturgischer Vorbilder: 1) Eine mit Musiknotation versehene freie Übertragung der Sequenz *Salve, mater salvatoris* (WKL 585), die laut der Beischrift in B 121, *alterius editoris*, sicher nicht von Laufenberg stammt; 2) eine ebenfalls unter Noten stehende Glossierung der Antiphon *Salve, regina misericordiae*; 3) eine Ave-Maria-Glossierung, deren 16 Strophen von

² Enthalten sind darin auch drei weitere aus B 121 bekannte Stücke: die anonymen Fremddtexte WKL 587 und 780 sowie G 33 des Mönchs von Salzburg. Nach St. Katharina weisen übrigens auch zwei Textzeugen des von Nemes ebenso als unecht ausgeschiedenen Liedes WKL 443, *Gegüßset siest ane we*: Nürnberg, Cent. VI 43^p und Cent. VII 38.

einem kurzen Reimpaargedicht abgeschlossen werden; 4) nochmals eine *Salve, regina*-Glossierung (WKL 772), die in B 121 mit *Editum anno 1413* datiert ist und ebenfalls in einen paargereimten Schlussteil mündet; 5) ein Glossengedicht auf die Antiphon *Regina coeli laetare* mit diesmal vorausgehenden Reimpaaren und schließlich 6) ein Reimpaargebet aus lauter zweitaktigen Kurzversen, die als Schriftbild ein schmales senkrechttes Band ergeben (WKL 743 Anm.). Vielleicht erklärt sich von daher die als Postscriptum notierte Bezeichnung als *Cingulum Marie* (vgl. auch *gürtelin* in V. 82), auch wenn der Zwickauer Codex gerade diesen Text in fortlaufender Aufzeichnung ohne abgesetzte Verse bietet. Unsicher ist, ob eine Notiz am unteren Blattrand, die wohl als *Colmariae anno 1413* zu rekonstruieren ist, sich lediglich auf das *Cingulum* oder vielleicht auf die kleine Lyriksammlung als ganze beziehen soll. Im zweiten Falle wäre Nemes' Vermutung desto plausibler, wonach hier ein älteres ›Liederheft‹ virtuell greifbar wird, von welchem um 1413 auch eine Kopie in die Hände Laufenbergs gelangt sein dürfte. Von den sechs Zwickauer Texten waren nur der zweite und fünfte in B 121 nicht vertreten, doch auch bei allen übrigen hat Laufenbergs Verfasserschaft als unwahrscheinlich oder gar unmöglich zu gelten (vgl. S. 71, 76–80). Im Editionsteil weist Nemes zwar nur drei davon explizit einem ›Anonymus‹ zu (vgl. seine Nummern 7, 8, 11), versieht aber bei den übrigen den Autornamen Laufenberg mit einem berechtigten Fragezeichen. Dass Nemes die als ›unecht‹ erwiesenen Stücke also gleichwohl ediert hat, mag zwar mit seiner ursprünglichen Studienanlage nicht völlig konform sein, ist aber als unverhoffte ›Bonuszugabe‹ durchaus willkommen.

Im Laufe der Untersuchungen in den Kapiteln 2 und 3 zieht Nemes angesichts von Textdivergenzen zwischen B 121 und den Parallelquellen des Öfteren die Möglichkeit von Autorvarianten in Betracht. Als evident hat dies bei dem schon erwähnten, vor 1418 entstandenen Abecedarium WKL 736 zu gelten, *Adeler schön, maria aue*, zu dem Wackernagel notiert hatte, ein in B 146 abweichender Vers finde sich auch in B 121 als eine am Blattrand nachgetragene Textvariante. Die von Nemes daraus gezogene Schlussfolgerung, es liege somit ein Zeugnis für Laufenbergs noch »Jahrzehnte nach der Textentstehung« (S. 33) andauernde dichterische Feinarbeit vor, ist freilich nicht zwingend. Laufenberg kann den Nachtrag in B 121 ja durchaus schon wesentlich früher vorgenommen haben, jedoch fand dann diese Textvariante – direkt oder indirekt – erst in Straßburg auch den Weg zum Schreiber von B 146. Ebenso erwägt Nemes im Falle von WKL 715/716, *Jch wölt, dz ich do heime wer*, eine nachträgliche Bearbeitung durch den Autor selbst (vgl. S. 59). Aber hätte dieser die nicht unbedeutenden Textzusätze (vgl. vor allem WKL 716, Str. 6 f.) dann wohl nicht ebenfalls in seinem Handexemplar B 121 als Marginalglossen fixiert haben wollen? Dieselbe Frage stellt sich auch bei den weiteren zur Diskussion gestellten, inhaltlich weniger belangvollen Varianten bei WKL 706, *In einem krippfly lag ein kind* (vgl. S. 26), WKL 704, *Jch weiß ein stolze maget vin* (vgl. S. 45),

und WKL 792, *Ellend der zit, vntrůw der welt* (vgl. S. 52 f.). In B 121 lässt sich nämlich eine ganze Reihe von Textnachbesserungen aufzeigen, bei denen Laufenbergs Urheberschaft nicht bezweifelt zu werden braucht. Am interessantesten davon ist WKL 777, *Puer natus ist vns gar schon*, wo am unteren Blattrand ein Alternativtext zu Str. 7 (recte 6!) festgehalten war, den Wackernagel sicher fälschlich als Texterweiterung statt -substitut auffasste und zudem an falscher Stelle einschob (vgl. Str. 10, recte 9). Kleinere Autorkorrekturen gehen auch aus Wackernagels Anmerkungen zu WKL 708, 732, 756, 764, 765 und 795 hervor, wobei zumindest teilweise die dahinterstehende Motivation gut nachvollziehbar ist. So ging es Laufenberg z. B. in WKL 732, 756 und 765 wohl schlicht um die Eliminierung vermeidbarer Wortdubletten und in WKL 708 um jene des im geistlichen Sinnzusammenhang nicht ganz unverfänglichen – weil immer auch zwanghafte Gewalt und Leid implizierenden – Minnebande-Motivs.

Das knapp gefasste Kapitel 4 (S. 72–80) widmet sich zuletzt auch noch der verlorenen Hauptquelle laufenbergischer Lyrik und richtet den Blick dabei vornehmlich auf den ›Aufbau des verlorenen Straßburger Liedercodex B 121‹. Hier setzt Nemes mit nun allerdings höchst anfechtbaren Ausführungen ein, in denen er eine neue Theorie zu den erschließbaren, im Anfangsteil von B 121 erfolgten Umschichtungen aufstellt und damit die Ergebnisse meines Beitrags (vgl. Schiendorfer [Anm. 1]) außer Kraft zu setzen meint (vgl. S. 72–74). Dass die zu Beginn stehenden drei didaktischen Reimpaardichtungen zweispaltig aufgezeichnet waren, ist sicherlich keine neue Erkenntnis, sondern war von der früheren Forschung angesichts der unmissverständlich genug auf Zweispaltigkeit verweisenden Zählweise Massmanns seit jeher stillschweigend vorausgesetzt worden. Wenn Nemes aber dennoch zu einer eigenen Deutung gelangt, so aufgrund reichlich kühner Hypothesen. Die Angabe Friedrich Zarnckes, wonach in B 121 der deutsche ›Cato‹ auf Bl. 1c–5d gestanden habe, ist nach ihm nämlich »wie folgt aufzulösen: Bl. 1ra–5rb« (S. 73). Offenbar habe sich Zarncke »die aufgeschlagene Doppelseite vor Augen« (ebd.) gehalten und deren vier Spalten von links nach rechts durchbuchstabiert! Diese doch wahrlich alles andere als selbsterklärende Annahme (statt natürlich der gemeinhin üblichen Auflösung zu Bl. 1va–5vb) hätte man sich gebührend kommentiert und untermauert gewünscht, etwa durch Beibringen stichfester Beispielfälle der postulierten Spezialpraxis aus Zarnckes editorischem Gesamtwerk. Stattdessen verweist Nemes auf Massmann, der den Beginn des zweiten Lehrgedichts, des ›Facetus Cum nihil utilius‹, auf Bl. 6a lokalisiere und damit »die von Zarncke präsentierte Zählung nahtlos weiterführ[e]« (ebd.). Genau besehen trifft dies aber nur zu, wenn man mit Nemes die Flucht nach vorn ergreift und nun Massmann gleich auch noch dieselbe eigenwillige Zählweise unterstellt: Auch bei ihm soll demnach Bl. 6a nichts anderes als die linke Spalte von Bl. 5v bezeichnen. Zwar zeitigt die mithin doppelt unwahr-

scheinliche Prämisse die leidige Konsequenz, dass sie mit den grundsätzlich sehr vertrauenswürdigen Bezifferungen Philipp Wackernagels unvereinbar ist, doch vermag dies Nemes nicht dazu zu bewegen, die eingeschlagene Fährte nochmals in Ruhe zu überdenken. Für ihn bleibt es dabei: ›Cato‹ und ›Facetus‹ hätten seit jeher zusammengestanden, und das vermeintliche Bl. 1 sei als unpaginiertes Einzelblatt X (dessen Rückseite dann wohl leer gewesen sein müsste) dem Block der Lehrdichtungen quasi aus Verlegenheit vorangebunden worden, um es nicht ganz umkommen zu lassen. Da stellt sich dann aber doch unweigerlich die Sinnfrage: Was in aller Welt könnte Laufenberg (oder wen auch immer) dazu bewogen haben, ein einzelnes, mehrheitlich unbeschriebenes Blatt aus dem Codex herauszutrennen und ganz nach vorne zu versetzen, wenn der einzig nennenswerte Effekt darin besteht, dass dadurch ein Liedtext verstümmelt wird? Oder – falls dies etwa nur durch ein unglückliches Versehen passiert sein sollte – warum wurde dann das Einzelblatt nicht gleich wieder am ursprünglichen Ort als regulärer Abschluss von WKL 723 eingefügt? Nichts hätte dem unter den supponierten Umständen entgegengestanden. Und wenn ferner Nemes es schulterzuckend hinzunehmen scheint, dass man den Konflikt mit Wackernagels Bezeugungen letztlich »nicht auflösen« (S. 74) könne, so ist dem entschieden zu widersprechen: Man kehre lediglich zu meinem früheren Deutungsansatz (vgl. Schiendorfer [Anm. 1], S. 425) zurück, und alle angeblichen Widersprüche lösen sich umgehend in Luft auf. Aus der dort angenommenen ususkonformen Seitenzählweise durch Zarncke und Massmann erklärt sich deren ›nahtloses‹ Zusammengehen doch weit ungezwungener.

Hinwiederum erscheinen andere von Nemes' Beobachtungen und Schlussfolgerungen durchaus einleuchtend, so wenn er etwa für die Handschriftenabschnitte Bl. 16–54 und 55–124 annimmt, »dass die Reihenfolge der beiden Blöcke ursprünglich genau umgekehrt war« (S. 75), denn im letzteren begegnen Datierungen zwischen 1413 und 1421, an die sich die im ersteren vertretenen Jahreszahlen 1421–1434 einst direkt angeschlossen haben dürften. Auch könnten bestimmte Liedanordnungen zumindest in Einzelfällen nicht nach chronologischen oder gattungstypologischen Prinzipien erfolgt sein, sondern nach jenem einer ›concatenatio‹ thematischer Korrespondenzen (vgl. S. 76). Plausibel scheint ebenso, dass unter den Texten des erwähnten ältesten Handschriftenteils Bl. 55–124 wohl noch weitere Stücke Laufenberg abzusprechen sind, als dies bisher geschehen ist, und dass hinter diesen demnach eher Zeugnisse seiner literarischen Anfänge als Sammler und Übersetzer statt Produkte eigener Kreativität erblickt werden sollten. Dass für eines davon, WKL 772 aus dem ›Zwickauer Liederheft‹, die sonst als Echtheitskriterium beanspruchte Jahreszahl 1413 bezeugt ist, steht Nemes' Befund wohl nur scheinbar entgegen. Denn vermutlich soll

der in B 121 ganz unübliche Zusatz *Editum anno 1413* gerade auf einen hier vorliegenden Sonderstatus aufmerksam machen (vgl. S. 77–80).

Im abschließenden Bilanzkapitel 5 (S. 81–88) fasst Nemes nochmals die für ihn wichtigsten Resultate der Studie zusammen. Bereits erwähnt wurden die biographischen Erkenntnisse, die Laufenberg in Kontakt zu Straßburger (frauen-)klösterlichen Kreisen zeigen, in denen zumindest einzelne seiner Lieder kursiert haben müssen (vgl. S. 81). Zwar schuf er zu dieser Zeit offensichtlich kaum noch neue Dichtungen. Einzig die auf 1458 datierte und größtenteils verlorene Hohelied-Auslegung WKL 768, *Ich grober tumb*, gehört zweifelsfrei hierher.³ Jedoch zeugen u. a. elsässische Handschriften seines ›Regimen sanitatis‹ mit mutmaßlichen Autorvarianten sowie – weniger sicher – die vielleicht ebenfalls nach Straßburg weisenden Illustrationen des Cod. B 94 davon, dass Laufenberg sich zu dieser Zeit immerhin »noch mit der Pflege seines Nachlasses beschäftigt« (S. 84) haben dürfte. Sowohl das ›Regimen‹ als auch die in B 94 enthaltenen Abschriften des ›Edelstein‹ und des ›Ritter von Staufenberg‹ belegen überdies ein Interesse Laufenbergs auch an weltlicher Fachliteratur und Dichtung, was für letztere bisher wohl zu wenig gewichtet wurde. Komplementär dazu lässt die Lyrik-Streuüberlieferung erkennen, dass auf der Rezipientenseite einige geistliche Lieder und Gedichte Laufenbergs außer in monastischen Kreisen auch »im Umfeld des literarisch interessierten gehobenen Bürgertums« (ebd.) Anklang fanden, während das ›Zwickauer Liederheft‹ und der elaborierte Musikaliencodex C 22 gar auf den »Bereich lateinischer Bildungswelten« (S. 85) hindeuten. So erweckte die im letzteren enthaltene Mariensequenz WKL 763 Ende des 15. Jahrhunderts denn auch nachweislich das Interesse keines Geringeren als des gelehrten Doktors beider Rechte Sebastian Brant (vgl. S. 85).

Ergänzend müssen nun noch einige weitere Addenda und Corrigenda zur Sprache kommen: Zu der von Laufenberg im Jahre 1411 kopierten ›Edelstein‹-Handschrift ist anzumerken, dass sich in Franz Pfeiffers Lesartenapparat, auf den Nemes sich beruft (vgl. S. 14 f.), Fehler eingeschlichen haben. Die dort zu V. 44 des Epilogs nachgewiesenen Lesarten gehören de facto zu V. 46, wobei diejenige zu der mit dem Sigel *E* bezeichneten Laufenberg-Kopie (›Got alle *E*‹) nicht zutreffen kann und wohl einer anderen Parallelquelle entstammt. Gleich anschließend notiert Pfeiffer nämlich, dass ebendieser Vers in *E* überhaupt fehle, wofür aber an dessen Stelle neun exklusive Zusatzzeilen stünden. Diese werden von Nemes nun allerdings in doppelt unpräziser Weise zitiert (vgl. S. 14), denn zum einen lokalisiert er den ersten Zeilenübergang fälschlich wie folgt: *Geschriben hat Heinricus Disz buoch / für den bittend got*. Stattdessen bietet vielmehr die

³ Darüber, ob vielleicht auch der in B 121 auf Bl. 161–238 direkt vorausgehende umfangreiche Prosateil in Straßburg entstanden sein könnte, lässt sich natürlich nur frei spekulieren.

Selbstnennung des Schreibers *Heinricus* das mit dem in V. 45 vorgegebenen Autornamen *Bonêrius* korrespondierende Reimwort, an welches die mit Majuskel einsetzende Folgezeile anschließt (*Disz ... got*). Und zum andern fügt Nemes diesem Texteinschub unmittelbar die acht ebenfalls exklusiven Schlusszeilen von *E* mit ihrer Datierung der Abschrift auf 1411 an. Tatsächlich stand jedoch in B 94 zwischen den beiden Zusätzen noch das auf Boner zurückgehende sechszeilige Schlussgebet von V. 47–52 der pfeifferschen Ausgabe. Im Übrigen braucht am Wahrheitsgehalt dieses frühesten Zeugnisses von Laufenbergs literarischen (Sammler-)Interessen – und der wenigstens in den besagten Textzusätzen auch schon greifbaren dichterischen Eigenaktivität – sicher nicht gezweifelt zu werden. Ob nun aber diese frühe Kopie und der entsprechende Handschriftenteil von B 94 identisch waren, wie Nemes ohne weiteres annimmt (vgl. S. 17), scheint mir weniger gewiss. Engelhardts⁴ Beschreibung der verwendeten Papiersorte (vgl. dort S. 53) ähnelt jedenfalls auffällig denjenigen, die er zum 1437 fertiggestellten ›Spiegel des menschlichen Heils‹ im selben Codex (vgl. ebd., S. 17) und zum 1441 vollendeten ›Buch von den Figuren‹ in Cod. A 80 (vgl. ebd., S. 26) formuliert hat. Zumindest darf wohl nicht rundum ausgeschlossen werden, dass es sich bei dem ›Edelstein‹ von B 94 auch um eine in ebendiesem späteren Zeitraum – in Laufenbergs Zofinger oder zweitem Freiburger Lebensabschnitt – entstandene sekundäre Abschrift gehandelt haben könnte.

Bezüglich der von Nemes wiederholt angesprochenen Zofinger Periode bleibt eine Frage ungeklärt: Wie gelang es eigentlich dem nach Nemes seit jeher fest in Freiburg verwurzelten Laufenberg, der als Münsterkaplan unter chronischer Finanznot litt, ausgerechnet im weder geographisch noch sonst wie besonders naheliegenden Aargauer Chorherrenstift St. Mauritius an eine Pfründe zu gelangen? Vielleicht sollte die Spur der schon lange bekannten Heidelberger Universitätsmatrikel eines *Heinricus Loffenberg* [die Abbreiviatur der Schlussilbe ist nicht in *Loffenburg* aufzulösen!] *de Rapperswil* – samt Lorenz Welkers Hinweis auf die nachträglich erfolgte Korrektur aus ursprünglichem *Rupperswil* – nicht gar so kurzerhand als »[i]rreführend« und »unwahrscheinlich« (S. 10, Anm. 6) abgetan werden. Der Eintrag findet sich nämlich innerhalb einer geschlossenen Fünfergruppe, die von derselben Schreiberhand allem Anschein nach in einem Arbeitsgang registriert wurde. Außer dem Rupperswiler Heinrich gehörten ihr ein Altdorfer und zwei Basler Kommilitonen an sowie ein *Rûdolffus Eppenberg de*

⁴ Der Ritter Stauffenberg. Ein Altdeutsches Gedicht, hg. nach der Handschrift der öffentlichen Bibliothek zu Straßburg; nebst Bemerkungen zur Geschichte, Litteratur, und Archäologie des Mittelalters, auch mit Beziehung auf mehrere andere Handschriften derselben Bibliothek, vorzüglich des Spiegels menschlichen Heils v. Christian Moritz Engelhardt, Straßburg 1823.

Arow, der ebenso wie *Loffenberg* und die beiden Basler als Kleriker bezeichnet ist. Offensichtlich hat hier, wie dies in solchen Verzeichnissen ja nicht selten beobachtet werden kann, eine studentische ›Seilschaft‹ aus der nordwestlichen Eidgenossenschaft ihre Spuren hinterlassen. Besonders im Falle der Studenten aus den Nachbargemeinden Aarau und Rapperswil dürfte die persönliche Bekanntschaft schon weiter zurückgereicht haben, und die Distanz zwischen ihren Wohnorten und Zofingen betrug wiederum lediglich 15–20 Kilometer. Sollte der Rapperswiler Heinrich nicht mit dem namengleichen Freiburger Leutpriester identisch gewesen sein, so könnte er doch immerhin zu einem Aargauer Zweig von dessen Verwandtschaft gehört haben, der die Vermittlung des Dichters an das Zofinger Mauritiusstift unterstützt haben mag. Auf alle Fälle verdiente es diese Spur sehr wohl, einmal noch in ernsthafterer Weise weiterverfolgt zu werden.

Zum Schluss nur summarisch noch einige Kleinigkeiten:

- In seinem Verfasserlexikon-Artikel wollte Burghart Wachinger sicherlich weder im Falle von WKL 443 noch demjenigen von WKL 480 Laufenbergs Verfasserschaft als erwiesen »behaupt[en]« (S. 19). Vielmehr konnte er umgekehrt keine zwingenden Argumente ausmachen (wie etwa die Zuweisbarkeit an andere Autoren oder die Existenz von für Laufenbergs Wirkensdaten zu frühen Überlieferungsträgern), die eine Athetese zweifelsfrei berechtigen würden.
- In der Initientabelle (vgl. S. 78–80), die den ältesten Handschriftenteil von B 121, Bl. 55r–124v, repräsentiert, richtet sich Nemes offenbar nach Wackernagels Edition. Dies geht am offenkundigsten aus dem zu WKL 587 mit *Wol auf mein sel hin uber* [recte: *vber*] *mer* zitierten Incipit hervor, welches Lied von Wackernagel aber nach anderer Quelle abgedruckt worden ist. In B 121 war stattdessen zu lesen: *Woluff im geist hin vber mer* (Bl. 117b). Doch auch im Vergleich mit den in WKL publizierten Texten leistet sich Nemes recht zahlreiche kleine Ungenauigkeiten; so schreibt er etwa gleich bei den ersten Liedern dieses Katalogs (vgl. S. 78) *Ave* statt *Aue* (zu WKL 776), *herr* statt *herre* (WKL 783 Anm.), erneut *ave* statt *aue* (WKL 736), *Gegrüset* statt *Gegrüßet* (WKL 443) usw.
- Hinter der rubrizierten Melodieangabe *Valckenstains wysung* verbirgt sich mit Sicherheit kein unbekannter »Tondichter dieses Namens« (S. 57, Anm. 92); vielmehr bezieht sich die Anspielung auf die populäre Ballade ›Der Herr/Ritter von Falkenstein‹ (vgl. ²VL 3, Sp. 1136 f.) mit ihrem aus kreuzgereimten Vierhebern gebildeten vierzeiligen Strophenbau, den das betroffene Lied WKL 842 ebenfalls aufweist.
- Da Nemes ansonsten regelmäßig die Neueditionen der besprochenen Lieder in den GGdM⁵ vermerkt, könnte auf S. 67 und S. 100 zu *Ich grüss dich müter vnsers hailancz* auch noch auf GGdM, Bd. 3, Nr. 349 und auf S. 103 zu *Wilkom lobes werde* auf (künftig) Bd. 4, Nr. 718 hingewiesen werden.

⁵ GGdM = Geistliche Gesänge des deutschen Mittelalters. Gesamtausgabe der Melodien und Texte aus handschriftlicher Überlieferung. In Verbindung mit Mechthild Sobieła-Caamitz, Cristina Hospenthal und Max Schiendorfer hg. v. Max Lütolf, Kassel [u. a.] 2003 ff.

Insgesamt hätte dem Buch ein etwas längerer Reifeprozess wohl nicht schaden können. Aber dennoch, dies sei abschließend nochmals ausdrücklich betont, hat Nemes mit seiner Studie einen durchaus gewinnbringenden Beitrag vorgelegt, den die mediävistische Fachwelt dankbar aufnehmen wird. Für die künftige Laufenberg-Forschung sollte kein Weg mehr an diesem nur scheinbar unscheinbaren schmalen Band vorbeiführen.

Albrecht Dröse: *Die Poetik des Widerstreits*. Konflikt und Transformation der Diskurse im ›Ackermann‹ des Johannes von Tepl, Heidelberg: Winter 2013, 227 S. (Studien zur historischen Poetik 10)

Besprochen von **PD Dr. Anja Becker:** Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Deutsche Philologie, Schellingstraße 3, D-80799 München, E-Mail: anja.becker@lmu.de

DOI 10.1515/bgsl-2016-0038

»Opfer sein bedeutet, nicht nachweisen zu können, daß man ein Unrecht erlitten hat. Ein Kläger ist jemand, der geschädigt wurde und über Mittel verfügt, es zu beweisen. Er wird zum Opfer, wenn er diese Mittel einbüßt. Er büßt sie ein, wenn sich etwa der Urheber des Schadens unmittelbar / oder mittelbar als dessen Richter erweist.«¹

Wenn der Ackermann im gleichnamigen Text des Johannes von Tepl Anklage wegen des viel zu frühen Todes seiner geliebten Ehefrau führt, und ihm der Tod selbst als gegnerische Partei gegenübertritt, dann besteht von vorne herein ein asymmetrisches Machtgefüge, da der Tod gewissermaßen beide Rollen ausfüllt: die des Angeklagten und die des Richters. Als Richter kann er den Kläger diskreditieren und die Bedeutung seiner Zeugenaussage banalisieren. Derart wird der Ackermann ein zweites Mal zum Opfer; er muss nun erleben, wie versucht wird, es ihm unmöglich zu machen, das ihm zugefügte Unrecht (den Tod seiner Ehefrau) darzustellen und zur Geltung zu bringen.² Doch dieser schwierige und hoch komplexe Text, der die germanistisch-mediävistische Forschung immer wieder von neuem irritiert und herausgefordert hat, gewinnt nicht zuletzt seine Dynamik daraus, dass der Ackermann sich partout nicht zum Opfer machen lassen will. Aus

1 Jean-François Lyotard: *Der Widerstreit*. Übersetzt von Joseph Vogl, München 1987 (Supplemente 6), S. 25.

2 In juristischen Verfahren könne auf diese Weise, so Lyotard, ein Kläger zum Opfer werden. Das ›perfekte‹ Verbrechen bestünde dann »darin, die Zeugen zum Schweigen zu bringen, die Richter taub zu machen und die Zeugenaussage für unhaltbar (unsinnig) erklären zu lassen. Neutralisieren Sie den Sender, den Adressaten, die Bedeutung [sens] der Zeugenaussage; alles sieht dann so aus, als ob es keinen Referenten (keinen Schaden) gäbe«. Lyotard [Anm. 1], S. 25.